

HEYNE <

DAS BUCH

Die Beziehung zwischen Männern und Frauen ist ein Wechselbad zwischen Liebe und Verlieren, Leidenschaft und Erkalten. Hellmuth Karasek erzählt von einem, der auszog, Sigmund Freuds »dunklen Kontinent« der Liebe und der Frauen zu entdecken, er erzählt Geschichten von großen Literaten wie Shakespeare, Goethe, Schiller, Hölderlin, Nestroy, Schnitzler und Philip Roth, kurz: Geschichten aus zweitausend Jahren Geschlechterkampf.

DER AUTOR

Hellmuth Karasek, Journalist und Schriftsteller, leitete über zwanzig Jahre lang das Kulturressort des Nachrichtenmagazins DER SPIEGEL, war Mitherausgeber des Berliner TAGESSPIEGEL und ist jetzt Autor bei WELT und WELT AM SONNTAG. Er veröffentlichte u.a. *Billy Wilder – Eine Nahaufnahme* (1992), *Go West! Eine Biographie der fünfziger Jahre* (1996), *Mein Kino* (1996), *Hand in Handy* (1997), *Betrug* (2001), *Karambolagen. Begegnungen mit Zeitgenossen* (2002), seine Erinnerungen *Auf der Flucht* (2004), den Bestsellererfolg *Süßer Vogel Jugend oder Der Abend wirft längere Schatten* (2006) und den Glossenband *Vom Küssen der Kröten* (2008).

LIEFERBARE TITEL

Süßer Vogel Jugend oder Der Abend wirft längere Schatten
Vom Küssen der Kröten

Hellmuth Karasek
Ihr tausendfaches
Weh und Ach

Was Männer von
Frauen wollen

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Holmen Book Cream liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Vollständige Taschenbuchausgabe 08/2011
Copyright © der Originalausgabe 2009 by
Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg
Copyright © 2011 dieser Ausgabe by Wilhelm Heyne Verlag,
München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2011
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München
unter Verwendung des Coverdesign von Christoph Krämer, b3K
Hamburg-Frankfurt
Umschlagfoto: © René Burri/Magnum/Agentur Focus
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN: 978-3-453-40821-0

www.heyne.de

Inhalt

Das tausendfache Weh und Ach der Frauen	7
Schwester Erika	14
1954 »Lullaby of Broadway«	26
Über und unter der Gürtellinie	41
Schürzenjäger auf Schnitzeljagd	46
Im Kino	54
Kinsey	59
Hauslehrer Hölderlin	69
Leda und der Schwan	85
Lolita	96
Der Größte	110
Seitensprünge	115
Ehebruch	127
»Die Frauen haben's gut«	146
Mädlereien	167
Noch einmal ein verfluchter Kerl sein	186
Spiel im Schloss	199
Pepys	228
Davor – danach	237
Der Reigen	241
Besitz und Todestrieb	261

Das tausendfache Weh und Ach der Frauen

Heute würden wir es Studienberatung nennen, was Mephisto in der Schülerszene des »Faust« in der Maske des lehrmüden und lebenshungrigen Professors mit dem Schüler veranstaltet. Demütig kommt der zu dem großen gerühmten Gelehrten und will wissen, zu welchem Studiengang er sich denn entscheiden solle, um was Rechtes zu lernen und dann was Rechtes zu werden. Mephisto zieht alles, was die Universität verspricht und zu bieten hat, in Zweifel, was man mit dem Modejargon der Political Correctness »hinterfragen« nennt. Ein knochentrockenes Wort für eine burleske Kasperle-Szene, die Purzelbäume schlägt, bis die Welt auf dem Kopf steht.

Mephisto vermiest ihm die Logik, die Metaphysik, schließlich die Juristerei und auch noch die Theologie. Und als sich dem Schüler schon der Kopf zu drehen beginnt, preist er, des trocknen Tones satt, die Medizin.

Dabei kommt Mephisto schnell auf den Punkt, wortwörtlich und buchstäblich, und erklärt dem Schüler, der es sich bestimmt schon so gedacht und so erträumt hatte:

Doch der den Augenblick ergreift,
Das ist der rechte Mann.
Ihr seid noch ziemlich wohlgebaut,
An Kühnheit wird's Euch auch nicht fehlen,

Und wenn Ihr Euch nur selbst vertraut,
Vertrauen Euch die andern Seelen.

Und schließt sozusagen mit dem Grundrezept männlicher Führungskunst:

Besonders lernt die Weiber führen;
Es ist ihr ewig Weh und Ach
So tausendfach
Aus einem Punkte zu kurieren

Das ist das Hohelied der Phallokrate, ohne die wir Männer die Frauen ihrem ewigen Weh und Ach, ihrem tausendfachen, hilflos, unkuriert, ungeheilt überlassen müssten. Und Mephisto malt auch gleich die Freuden und angenehmen Seiten dieses Heilverfahrens, ja Heilversprechens aus:

Und wenn ihr halbwegs ehrbar tut,
Dann habt ihr all' sie unter'm Hut.
Ein Titel muß sie erst vertraulich machen,
Daß Eure Kunst viel Künste übersteigt;
Zum Willkomm' tappt ihr dann nach allen Siebensachen,
Um die ein andrer viele Jahre streicht,
Versteht das Pülslein wohl zu drücken,
Und fasset sie, mit feurig schlaun Blicken,
Wohl um die schlanke Hüfte frei,
Zu seh'n, wie fest geschnürt sie sei.

Das gefällt dem Schüler, das sind Berufsaussichten, bei denen er sich in vorausseilender Freude die Lippen leckt.

»Aus einem Punkte zu kurieren«. Der Sprachjongleur und Wortspielvirtuose Ernst Jandl hat dies übersteigerte, maskuline Selbstvertrauen, zu dem Mephisto den Schüler zu animieren und

zu verführen sucht, parodistisch auf die Spitze getrieben und zu der dadaistischen Siegesparole des Mannes gebracht: »Phallus klebt allus«. Das also, wonach Faust sucht und was »die Welt im Innersten zusammenhält« – im Innersten, wie mit Uhu verleimt.

»Besonders lernt die Weiber führen«, was Mephisto in seinem zynischen und sarkastischen Übermut dem Schüler mit auf den Studienweg gibt, bevor er selbst sich mit dem alten Faust voller junger Frühlingsgefühle auf den Weg zu dieser »Schule der Frauen« macht, das heißt zweierlei, sie »führen«, auf den rechten Weg leiten und »verführen«, sie »rumkriegen«, aufwecken. Der Urfaust, das Drama eines Frühlingserwachens, eines jungen Aufbruchs in einer im mittelalterlichen Winterschlaf eingefrorenen, jetzt auftauenden Welt, ist auch in dem erotischen Bildungsweg des »Helden« eine Schule der Verführung. Faust, der mit Mephistos Hilfe dem jungen, unschuldigen braven Gretchen den Hof macht, dem bescheidenen, in engen Verhältnissen lebenden Mädchen als »Fräulein«, also als Adeliger schmeichelt, sie durch Galanterie und teure Schmuckgeschenke (die ihr allerdings die habgierige Kirche gleich abluhst) erhöht, um sie, natürlich ohne böse Absicht, zu Fall zu bringen.

Er, der hohe gebildete Herr, belehrt das, zu ihm bald bewundernd aufblickende, Mädchen (im »Religionsgespräch«) über ein neues, pantheistisches Gottgefühl, bei dem man auf die Frage »Wie hast du's mit der Religion?« alles nicht mehr, um im heutigen Jargon zu sprechen, »so eng sehen muss«.

Wer darf ihn (Gott!) nennen?

Und wer bekennen: »Ich glaub ihn!«

Freie Religion, das bedeutet auch freie Liebe, weg von den engen Fesseln, den Bedenken, Gewissensbissen und Ängsten, und das ist ja auch wahr, denn Gott ist der »Allumfasser«, der aber nicht nur alles umfasst, sondern auch segnet, schwängert und zur Frucht

treibt. Schön ist die neue Freiheit, die im seligen Geben und Nehmen aus kirchlichem Beichtstuhl-Dunkel und Weihrauchschwaden gotischer Kathedralen («Nachbarin, euer Fläschgen!») in den frischen Äther der Natur drängt, in der Prometheus sich mit Zeus misst.

Aber wer zahlt, wo nur das ins Unendliche schweifende Gefühl zählt, die Zeche? Das ewig Weibliche, das den Mann bald hinab- und bald hinanzieht.

Dazu braucht es die Gelegenheit, und als Gelegenheitenmacherin fungiert die Witwe Schwertlein, aus der Mephisto eine Kupplerin macht. Gelegenheit macht Diebe, das wussten die jungen Stürmer und Dränger, die aus den engen Konditionen der Überreste mittelalterlicher Gesellschaft ausbrechen wollten und die wie Goethes kongenialer Gefährte Jakob Michael Reinhold Lenz zeigten, dass man die anständigen jungen Mädchen, die man zu verführen trachtet, in »schlechte Gesellschaft«, ja sogar in ein Bordell locken muss. Man verführt sie und überlässt sie dann ihrer »Schande«, die sich bald durch eine verbotene Liebes- und Leibesfrucht offenbart, und so wird die nach dem kurzen stürmischen Liebesabenteuer Verlassene zur »Kindsmörderin«.

Das »ewig Weh und Ach« sind also nicht nur die Seufzer der Liebe, ihre süßen bis herben Schmerzen und Leiden. Stattdessen das heulende Elend der Alleingelassenen. In letzter Konsequenz war die Mädchen- und die Frauentragödie bis Mitte des 20. Jahrhunderts die Tragödie der von Schimpf und Schande bedrohten ledigen Mutter. Der Erzeuger hatte sich rechtzeitig aus dem Staub gemacht. Und man soll sich nicht täuschen, ganz ausgestanden ist dieses Frauenlos auch heute nicht und wird es nie sein, wenn auch »Schimpf und Schande« der alleinerziehenden Mutter längst dem sozialen Elend, einem Leben an der Armutsgrenze als Sozialhilfeempfänger gewichen sind. 800 Millionen Euro, hat man errechnet, gibt der deutsche Staat jährlich aus, um die »Single«-Mütter zu ernähren, während sich die Väter aus der Verantwortung gestohlen

haben – wie Faust ins Übermenschentum, sozusagen ins Nichts –, wohin auch für Gretchen ihr Faust auf seiner Reise durch die große und die kleine Welt entschwindet. Der Unbeständige erwacht aus dieser Tragödie wie aus einem bösen Traum und einem kräftigenden Schlaf: »Du, Erde, warst auch diese Nacht beständig.«

Faust, das war eine der faszinierenden überlebensgroßen Gestalten (wie etwa Don Juan), die in ihrem Lebenswandel und Wirken sich gegen Gottes Ordnung auflehnten. Alle schwarze Gegenfiguren eines Aufbegehrens, das zur Lästerung und zum Verbrechen führte und in der Höllenfahrt, in ewiger Verdammnis enden musste. Der junge Jurist Goethe wusste durch seine durchlebten, durchlittenen Herz-Schmerz-Erfahrungen, dass es bei diesem Durchbruch und Ausbruch aus der fesselnden Konvention und Sitte Opfer geben würde. Wo gehobelt wird, da fallen Späne. Und diese Opfer waren Frauen.

Später hat er – auch unter dem Einfluss seines dramatisch versierten Freundes Schiller – aus dem in klobigen Szenen gegeneinander gestellten Leidensweg einer armen weiblichen Seele, Opfer männlicher Lust und Rücksichtslosigkeit (also ganz klar auch ein Werk schlechten Männer-Gewissens) den »klassischen« Faust, sozusagen *sub specie aeternitatis*, das große Welttheater geformt. Das Ringen zwischen Gott und dem Teufel um die menschliche (männliche) Seele, die gewaltige Wette darüber, ob das Gute oder das Böse obsiegt. Im Urfaust hieß der letzte Satz: »Sie ist gerichtet.«

»Ist gerettet« ist die Antwort im Faust. Das war edel gemeint und entsprach inzwischen auch den gemäßigten Überzeugungen des reiferen Goethe.

1783 war vom Schöffenstuhl in Jena (also im Herrschaftsbereich von Goethes Dienstherrn und herzoglichem Freund) die Kindsmörderin Johanna Höhn zum Tode durch das Schwert verurteilt worden. Der Herzog – der diesen Urteilsspruch bestätigen oder ihn, kraft landesherrlicher Begnadigung, abmildern konnte – neigte zur Gnade und legte den Fall einem dreiköpfigen Consili-

um von Ratgebern vor, um sich vorsichtig abzusichern und keines Fehlurteils schuldig zu machen. Goethe gehörte dem Gremium an, und als die Sache zu ihm kam, nahm er sich zehn Tage Zeit für das Akten- und Literaturstudium. Dann riet er zur Vollstreckung der Todesstrafe, die seine beiden Kollegen auch empfohlen hatten, und erklärte, »dass es auch nach meiner Meinung rätlicher seyn möge die Todesstrafe beyzubehalten«. Gretchen fand also nun keine Gnade mehr vor ihrem Schöpfer – dabei war ihre Tat (sie hatte nicht nur ihr Kind umgebracht, sondern auch ihre Mutter) nicht weniger schrecklich und grausam.

In anderen Fällen, so sei es zu Goethes juristischer Einsicht und Ehre gesagt, hat der Geheimrat im Consilium auch Begnadigungen von Kindsmörderinnen zugestimmt.

Der junge Student, der im Wintersemester 1952 in Tübingen bei Professor Paul Kluckhohn Vorlesungen über die deutschen Dichter des »Sturm und Drang« hörte, hatte den Faust, und zwar den »Urfaust«, gründlich studiert. Was hätte auch mehr »Sturm und Drang« sein können als der Urfaust, das Schlüsselstück für den (männlichen) Genie-Wahn dieser Epoche am Ende des 18. Jahrhunderts? Er hatte jetzt mit dem Katzenjammer des Männlichkeitskults zu tun. Der Paragraph 218 (auch um den gibt es viele anklägerische Dramen und Romane) war noch mit voller Kraft gültig, auch wenn nicht mehr hingerichtet wurde. Er lernte Ärzte kennen, die wegen illegaler Abbrüche ihre Approbation verloren hatten und sich als Vertreter pharmazeutischer Firmen durchs Leben schlugen. Und obwohl Abtreibung seit dem Urteil des Bundesverfassungsgerichts von 1976 entkriminalisiert ist und der Eingriff nach Beratung statthaft, gibt es immer wieder grausige Fälle von Kindstötung – Kinderleichen, die verzweifelte Mütter in Tiefkühltruhen beerdigt und versteckt haben. Ganz hört das Elend auch mitten im zivilisatorischen Fortschritt Mitteleuropas nicht auf, die Misere scheint unausrottbar.

Faust und Gretchen heute? Sein Überlebensdrama und ihre Frau-
entragödie jetzt? Das sind natürlich immer müßige Überlegun-
gen, ein Zeitvertreib, wie Kreuzworträtsel oder wie postfestum
gestellte, historische »Was wäre wenn ...?« – Fragen. Was wäre
geschehen, wenn Hitler von der Wiener Kunstakademie nicht
abgewiesen worden wäre? Wenn Columbus nicht den »falschen«
Weg nach Indien genommen hätte? Wenn Napoleon sein Water-
loo nicht bei Waterloo erlebt hätte, weil Blüchers Preußen nicht
rechtzeitig gekommen wären? Die Antworten sind bestenfalls
Gedankenakrobatik und Gesellschaftsspiel. Wie die anachronis-
tische Frage, ob Faust von der Sexorgie auf dem Blocksberg Gret-
chen wenigstens eine SMS geschickt hätte, sie in ihrer Kleinstadt
zur Schwangerenberatung gegangen wäre. Was wäre geschehen,
fragen Ehepaare, die sich im Kino kennengelernt haben, wenn
ich damals nicht in den James Bond-Film gegangen wäre, wo ich
meiner späteren Frau ...?

Die Liebe, die Welt der Triebe und Leidenschaften, das ist doch
etwas Ewiges? Und damit Gleichbleibendes? Das ist wahr und
falsch zugleich. Der Toleranzsatz, den Jesus zu den Verfolgern
der Ehebrecherin sagte: »Wer ohne Schuld ist, werfe den ersten
Stein!«, gilt heute noch, hat sich aber, jedenfalls in der westlichen
Welt, verändert. Hier werden Steine nur noch aus dem Glashaus
geworfen. Metaphorisch! Symbolisch! Damals wurden Frauen,
wie heute noch in manchen islamischen Ländern, real gesteinigt.
Die Zivilisation der Liebe hat sich radikal gewandelt. Und wan-
delt sich ständig. Gott sei Dank! Wenn auch leider jederzeit von
barbarischen Regressionen (zum Beispiel, Homosexuellenver-
folgung durch die Nazis) bedroht. Ihre großen Glücksmomente
und unseligen Leid- und Verlustängste für den Einzelnen bleiben
gleich. Tristans und Isoldes Liebestod bleibt Tristans und Isoldes
Liebestod. Ob auf dem Segelschiff oder auf dem Luxusliner!

Schwester Erika

Dass der Krieg keine drei Wochen mehr dauern würde, wussten er und seine Mutter damals noch nicht. So wie es ahnten, schoben es beide, er, der Elfjährige, und seine Mutter, die fünfunddreißig Jahre alt war und mit dem Kriegsende ihr Leben als Frau beenden sollte, weit von sich. So wussten er und seine hochschwängere Mutter auch noch nicht, dass die Geburt seines kleinsten Bruders fast auf den Tag genau mit der totalen Kapitulation zusammenfallen würde.

Sie waren mit seinen kleineren Geschwistern Hals über Kopf und in Panik vor den Russen geflüchtet, die er sich als eine Tataren- oder Mongolenhorde vorstellte, die raubend, plündernd, mordend und brandschatzend über sein Vaterland herfielen, nachdem der Winter im riesigen Russland ganze Armeen verschluckt hatte, die siegreichen Heere der Blitzkriege und Sondermeldungen.

Sie waren ohne seinen Vater geflohen, der an der Heimatfront standhalten musste – unter anderem durch den Bau von Panzersperren, die russische T-34-Tanks in den Bergen der slowakischen Tatra aufzuhalten hatten. Die Slowaken waren die letzten Verbündeten der einst siegreichen Deutschen, alle anderen, vor allem die Italiener, hatten »uns längst verraten«. Hätte seine Mutter Deutschlands Niederlage schon in ihr Bewusstsein dringen lassen, hätte sie von den Ratten gesprochen, die das sinkende Schiff ver-

lassen. So waren die Italiener und alle anderen nur Verräter, die es wegen ihrer Feigheit und Untreue zu verachten galt.

Auf der Flucht zu einem schlesischen Gut war er im eisigen Schneetreiben auf eisigen Landstraßen und auf eisigen Bahnsteigen zum Vaterersatz aufgestiegen: Seine Geschwister waren sechs, vier und zwei Jahre alt, seine Mutter konnte mit Mühe ihren Bauch tragen, und da er eine seltene und daher als auserlesen geltende Uniform einer Eliteschule trug und auf seinem Koppel die SS-Parole »Meine Ehre heißt Treue« stand, halfen die Soldaten und Polizisten ihm und seiner Familie, in die bedrängten, überfüllten Züge zu kommen, auf Lastwagen mitgenommen zu werden, in Schulen Notunterkünfte zu finden. Die Leute nannten ihn spöttisch den »kleinen Soldaten«, und da man immer noch an Uniformen glaubte, die eine kleine Befehlsgewalt symbolisierten, so wie jedes Priestergewand für die Kraft der katholischen Kirche stand und jeder Priester ihre römische Macht verkörperte, so waren Adler und Hakenkreuz der Abglanz der Macht Hitlers, und die hielt, als sein Reich zerbröckelte und unter Bomben und Granaten zerfiel, bis zu seinem letzten Tag und noch darüber hinaus, weil wir ja auch sangen: »Ja die Fahne ist mehr als der Tod.« Er hätte das nicht besser ausdrücken können, dass er und seine Mutter glaubten, mit Hitler auf Gedeih und Verderb verbunden zu sein.

Das schlesische Gut, kalt, düster, halb verwaist und von Schnee fast zugeweht und zugedeckt, war inzwischen mehr in die Angriffsnähe der russischen Armee gerückt als der Heimatort, den sie verlassen hatten, und so mussten sie wieder hinaus in den eisigen Winter, blieben im Schnee stecken, zogen zu Fuß weiter, ab und zu von Lastwagen mitgenommen, bis auch deren Räder im Eis und im Schnee durchdrehten, auf einem Pferdewagen, nachdem ein Autobus im Schnee umgekippt war. Wie durch ein Wunder nahmen sie keinen Schaden, auch seine schwangere Mutter nicht.

So waren sie also nach Ullersdorf, das am Rande des Riesengebirges lag, gekommen, wo der Vater ein Mütterheim ausgemacht hatte, das noch im März und April reibungslos – so hieß das damals – funktionierte. Es war wie ein Stück Frieden mitten im Krieg, und da der Schnee wegtaute und nur noch kleine krustig-schmutzige Reste zwischen dem welken überjährigen und dem schüchtern sprießend neuen Gras hinterließ, meldete sich der Frühling mit seinem Vogelgezwitscher, und der Schnee tropfte von den Tannen und bildete überall kleine Rinnsale. Bald sollten die Wiesen voller blühender Blumen stehen, die Sonne wärmte die Haut, die Zweige trugen Knospen. Die Natur schien es gut mit ihnen zu meinen.

Sein sechsjähriger Bruder wurde zusammen mit seiner vierjährigen Schwester in ein Heim gebracht, während er selbst in ein Haus auf dem Hügel kam. Da er groß genug war, durfte er sich täglich mit seiner Mutter zu Spaziergängen und zu Kaffeehaus-Besuchen treffen. Hier waren sie auch am 20. April, Führers Geburtstag, zusammen und warteten auf seine Ansprache, auf die Ankündigung von Wunderwaffen oder auf die Wiederholung des »Wunders des Hauses Brandenburg«.

Inzwischen war Wien gefallen, von der Roten Armee erobert. Und Hitler versprach: »Berlin bleibt deutsch, Wien wird wieder deutsch, und Europa wird niemals russisch.« Seine Mutter und er hätten ihm nur allzu gerne geglaubt, wenn er selbst gesprochen hätte. Aber seine Rede wurde nur noch verlesen, und so wirkte sie in ihrer Prophetie nicht mehr anfeuernd. In der Tat sollte nur Tage später der »Heldentod« des Führers in Berlin vermeldet werden.

Nun war er doch wieder – nach Jahren im Internat der Napolä – in einem Heim gelandet. Er war wieder interniert. Aber er empfand es nicht als schmerzlich, seine Mutter war ja keine fünf Minuten von ihm entfernt. Und auch vor den Abenden und Nächten, die er mit fremden gleichaltrigen Kindern verbrachte,

war ihm nicht bang. Im Gegenteil. Er begann, sich auf das gemeinsame Abendessen zu freuen, ja, er fieberte ihm förmlich entgegen, weil er an dem großen Tisch, an dem acht bis zehn Kinder saßen, neben Schwester Erika sitzen durfte. Sie hatte ihn auserwählt. Und während der Mahlzeit, die ihm, trotz der eher kärglichen Portionen – neben Kräutertee gab es Kommissbrotstücken, dazu Quark, der für ihn Topfen hieß, manchmal auch Grießbrei –, nicht lange genug dauern konnte, wandte sich die sanfte und doch stolze, weil hoch gewachsene Erika mit dem hochgesteckten, unter eine Haube gezwängten Haar, das sich gegen diese Zucht und Fesselung zu wehren schien, ihm huldvoll, und wie ihm schien, mit herzlicher Zuneigung zu. Ihm! Vor allen anderen. Und das Abend für Abend, sodass er ihre Nähe und Wärme noch in den Schlafsaal mitnehmen konnte und zufrieden und friedlich mitten im Krieg einschlief.

Das lag auch daran, dass er in der Napola in eine reine Männer- und Knabenwelt versetzt gewesen war. Es hatte da nur eine Frau gegeben, auch blond, aber mit hagerem, verhärtetem Gesicht und dünnem Haar und dünnen Lippen, deren Stimme so rau und schartig klang, als würde sie nicht nur viel rauchen, sondern auch harte Schnäpse trinken, wenn sie den Schülern die Wäsche ausgab – Handtücher und Bettlaken, die die Schüler selber über die Matratze ziehen und spannen mussten. Immerhin hatte sie ihm das Knopfannähen beigebracht. Und wie man einen Knoten zwirbelt, damit er nicht durch Knopf und Stoff rutscht.

Schwester Erika aber, so schien es ihm, wollte ihm nichts zeigen als ihre Sympathie, und so versuchte er vor ihr zu glänzen. Einmal erzählte er ihr einen Witz, der sich mit Antek und Franzek beschäftigte, die in diesen oberschlesischen Witzen immer »Pieronje« sagen. Einen kläglichen Kalauer, davon wie die beiden auf einem Bahnhof über die Schienen gehen, Franzek zu reden anfangen will, worauf Antek sich den Finger auf die Lippen hält, pst sagt und dann: »Hier steht doch: Geleise!« Oder war es der noch

grässlichere, in dem beide eine Toilette suchen. Und Antek sagt, dass sie dafür, »Pieronje!«, bis nach Indien müssten. »Wieso?«, fragt Franzek. Weil hier steht: »Toiletten jenseits des Ganges!«

Natürlich begehrte er sie, was er aber begehrte, war nur ihre Aufmerksamkeit. Alle sollten sehen, dass er derjenige war, den sie mit ihrer Zuwendung auszeichnete, für den sie sich vorwiegend interessierte. Alle anderen sollten meinen, sie wären ein Paar, wobei er nicht an Paarung dachte, diese Bedeutung des Zweiseins war ihm nicht einmal als Wort bekannt, und hätte man es ihm erklärt, hätte er an Hunde gedacht, die kurz ineinandersteckten und für ihn dabei besonders dumm aussahen, und das Dumme bestand in ihrer Schamlosigkeit.

Er hatte in der Allee vor seinem Haus am Morgen auch schon Gummis gesehen bei Parkbänken, von Soldaten benutzte Kondome, die sich hier mit den Dienstmädchen gepaart hatten und deren Gesichtsausdruck er sich hundeähnlich vorstellte. Am Tag hatten Soldaten auf der Wiese einen Luftschutzgraben gebaut, Erde ausgehoben, von einem Offizier beobachtet, Rauchpausen machen dürfen, sich irgendetwas erzählt und gelacht. Seine Mutter, besorgt, weil ihr Sohn schlechte Wörter zu hören bekommen und aufschnappen könnte, erklärte ihm, das seien keine anständigen Soldaten. Anständige Soldaten seien jetzt, wie sein Vater, in Russland, an der Ostfront. Und er traute sich nicht mehr in die Nähe der schaufelnden und rauchenden und lachenden Soldaten, sah seinen Freunden neidisch sehnsuchtsvoll zu, die es wagten. Und rief, weil er sich verlassen fühlte, den Kameraden laut zu, sie sollten mal von den Soldaten weg, zurück zu ihm, denn das, so rief er laut, seien keine anständigen Soldaten, weil sie sich vor Russland drückten. Der Offizier griff ihn sich, stellte ihn mit in die Hüfte gestemmten Armen zur Rede. Damals trug er noch keine Napola-Uniform. Und seine Mutter bekam Schwierigkeiten, fürchtete sich zumindest davor, und sagte vorwurfsvoll: »Was du wieder daherredest!« Sie sagte nicht: »Du redest mich um Kopf

und Kragen.« Aber viel später sollte er denken, dass sie das gemeint haben könnte.

Was er so von Schulkameraden oder auch sonst aufschnappte, war offenbar Landserhumor, aber er begriff nicht, wovon die Rede war, wenn er vulgarisierte Fassungen von Soldaten- oder Seemannsliedern sang. Etwa statt:

Fahr mich in die Ferne, mein blonder Matrose!
Bei dir möcht ich sein auch im Wellengetöse
Wir gehören zusammen wie der Wind und das Meer
Von dir mich zu trennen, ja das fällt mir so schwer.

die zotige Schülerversion des Liedes:

Fahr mir mit dem Schlauch übern Bauch in die Dose!
Bei dir möcht ich sein eine Nacht ohne Hose
Wir gehören zusammen bis das Bettstadel kracht
Von dir mich zu trennen wird es morgens halb acht.

Er hatte nicht die geringste Assoziation, was das mit dem Schlauch und dem Bauch und der Dose auf sich hatte, nur eine schwache Ahnung, dass es etwas Unanständiges, Ungehöriges sein müsste, das aber nicht einmal Assoziationen zu den vorübergehend ineinandersteckenden Hunden hatte.

Er verstand die Zoten nicht und verstand auch noch lange nicht, dass er in einer zotigen Zeit lebte. Und er wäre auch nie auf die Idee gekommen, wenn er neben Schwester Erika saß, dass sie etwas mit solchen Liedern zu tun haben könnte. Seine Zuneigung, da sein Körper noch nicht genug entwickelt war und die entsprechenden Lüste, Fähigkeiten und Hormonschübe noch ausblieben, war völlig körperlos.

Draußen war Frühling mit erstem zarten, dann üppigen Grün, und so stieg er frühmorgens noch vor der Schule einen Hügel

hoch und sang froh gestimmt und mutterseelenallein und doch wie im Chor in den Morgen hinein, weil der doch so schön war:

Der Morgen, das ist meine Freude
Da steige ich in stiller Stund'
Auf den höchsten Berg in die Weite
Grüß dich, Deutschland, aus Herzensgrund!
Auf den höchsten Berg in die Wei-ei-ei-te
Grüß dich, Deutschland aus Herzensgrund!

Er wusste, dass er mit der Refrainwiederholung vom höchsten Berg und der darunterliegenden, darum herum liegenden »Wei-ei-ei-te« nicht nur Deutschland grüßte, sondern besonders auch Schwester Erika.

Vormittags war er in eine Schule geraten, mitten in den Tschechischunterricht, den man damals im Sudetenland gab. Er fühlte sich wie in ein fremdes Wasser geworfen, in dem es Inseln der Erinnerung an seine Kinderjahre in Brünn gab. Brocken tschechischer Erinnerung. Co děláte! Was macht ihr? Co to děláš? Was machst du? Co mate ... Was habt ihr zu essen? Brambori. Kartoffeln. Wo ist meine Heimat? Kde domov muj? Nach wenigen Tagen schrieb er eine Klassenarbeit mit. Und war wie vor den Kopf gestoßen, als er die Arbeit mit einer Sechs zurückbekam. Kde domov muj? Hier war seine Heimat nicht. Er war auf der Durchreise. Zu Hause war er, wenn er »Deutschland aus Herzensgrund« duzte und grüßte. Zu Hause war er neben Schwester Erika.

Eines Abends, als er sich wieder danach sehnte und darauf freute, neben ihr zu sitzen, auserwählt unter allen anderen, fand er sie schon am Tisch, auf ihrem Platz, in einen Brief vertieft, sodass sie ihn kaum wahrnahm, als er sich auf dem Stuhl neben ihr niederließ. So blieb es: Sie in den Brief versunken, er allein gelassen, ohne ihre Aufmerksamkeit während des ganzen Abendessens gewinnen zu können, sosehr er auch neben ihr unruhig

hin und her rutschte, ihre Blicke vergebens zu erhaschen versuchte. Sie las den Feldpostbrief wieder und wieder. Und so blieb ihm nichts anderes übrig, als sich in ihr Lesen einzuschleichen. Sie war damit so beschäftigt, dass sie selbst seinen spionierenden Blicken keine Beachtung schenkte.

»Mein liebstes Herz«, las er wieder und wieder, sobald sie die erste Seite wieder las. »Mein liebstes Herz!« Und am Ende las er: »Ich küsse und umarme Dich und freue mich auf ein baldiges Wiedersehen.« Und dann sah er heimlich zu ihr auf und ertappte sie bei einem glücklichen Lächeln. Und zwischendurch hatte er mitgelesen, dass der Soldat, der ihr diesen Brief geschrieben hatte, sich danach sehnte, ihr »Händchen zu drücken und zu küssen«, sie erinnerte, wie er an ihrem »Bettchen sitzen« wollte, als sie ihm geschrieben habe, dass sie krank gewesen sei. Und wie er wieder ihr »Händchen küssen« wollte. Ihren Mund, ihre Brust. Und sie umarmen wollte. Und sich danach sehnte. Draußen im Feld. In der Nacht.

Sein Kopf begann zu glühen. Ihm fiel das Wunschkonzert im Radio ein. Das Motto: »Sie wünschen. Wir spielen. Geholfen wird vielen.« Wilhelm Strienz fiel ihm ein. Wie er mit tiefem, vollem Bariton von Antje sang.

Antje! Herzliebstes Mägdelein
Denk dein in der Ferne
Antje! Kann jetzt nicht bei dir sein
Weißt, bin ja Soldat.

Und mit wütender Genugtuung sang er stumm und sozusagen grimmig nach Innen mit:

In tiefer Nacht bin ich erwacht
Weil mir ein Sternlein dein Grüßen gebracht.

Und er hörte seine helle Knabenstimme, die weit entfernt war von dem dunklen Bariton, den ein Mann, den ein Soldat sang. Und er war, was er nicht artikulieren konnte, noch vor dem Stimmbruch, und seine Stimme hatte noch nicht einmal zu krächzen angefangen. Er stand ohne ein Wort zu sagen vom Tisch auf, verließ sie und war beleidigt, als sie nicht einmal das bemerkte. Sie hatte ihn für jemanden verlassen, der nicht einmal da war, sondern nur »aus der Ferne« an sie dachte. Wie weit war das noch, die Ferne? Und war derjenige, gegen den er mit seiner Nähe nicht mehr ankam, bei der Flak? Oder bei der Infanterie, die einem zahlenmäßig und materialmäßig weit überlegenen Feind hinhaltenden und heldenhaften Widerstand leistete? Oder Jagdflieger gar? Für Deutschland, für die Heimat, für Antje, für Erika.

Am nächsten Morgen erzählte er prahlerisch wütend allen Jungen, die es hören wollten, was er in dem Brief von Schwester Erika mitgelesen hatte. Dass ein Soldat an ihrem »Bettchen« sitzen wollte. »Bettchen!« Allgemeines Gegröle. Und ihr »Händchen küssen!« »Händchen!« Lautes Gelächter. Und ihre Brust! Verlegenes Lachen. Und dass er sie in Gedanken umarmen würde. Und bald bei ihr sein wollte. Bei seinem »liebsten Herzelein!« Gegröle.

Am Abend sah sie ihn traurig und, wie ihm schien, eher enttäuscht als böse an. Und setzte ihn weg von sich. An einen weit entfernten Platz, wo er, so schien es ihr vorwurfsvolles Gesicht auszudrücken, nicht mehr in ihren geheimsten Briefen würde mitlesen können. Er senkte den Blick und versuchte, doch heimlich ihren zu erhaschen. Einmal schien es ihm, als wollte sie ihm ihre Augen zuwenden und vermochte sich erst in letzter Minute zu beherrschen. Recht geschieht mir, dachte er, und ich bin schuld, dass es ihr leidtut, dass sie mir nicht mehr den Platz neben sich erlauben darf.

In dem Heim hatte er zum ersten Mal in seinem Leben ein geliehenes Fahrrad. Und als er damit am Vormittag den Hügel

absturzselig, vom Wege ab hinunterfuhr, fiel er über einen Baumstrunk und in einen Strauch, und sein Herz fing an zu bluten. Jedenfalls redete er sich das ein. In Wahrheit hatte er sich Knie und Ellbogen aufgeschürft, und auch von seiner Lippe tropfte Blut. Er empfand sein Ungeschick als gerechte Strafe.

Ein paar Tage danach sagte ihm seine Mutter, dass sein Vater kommen werde. Sie wollten versuchen, sich nach Karlsbad durchzuschlagen. Seine Geschwister wurden aus den Heimen zusammengesammelt, als der Vater kam, der sich von der Front entfernt hatte. Schwester Erika hatte er bei der Abreise von Ullersdorf nicht mehr wiedergesehen.

Viele Jahre später, als sich die Erinnerungen an sein Kindheit, Jugend, Pubertät, Menschwerdung, Mannwerdung aufdrängten, ihn deutlich und schemenhaft zugleich wie wach werdende Träume heimsuchten, wurde ihm erst bewusst, dass er Schwester Erika nie so nah hätte kommen können, wenn nicht ihr Liebster so fern gewesen wäre, dass er sie nur mit Feldpostbriefen hatte erreichen können, nur mit hingeschriebenen Worten berühren, betatschen und erregen, mit Erinnerungen, dass die Briefe die Spanne zwischen dem Erlebten und dem Erhofften überbrücken könnten. Und dass er in die Hoffnung, die eine Entbehrung war, als Lückenbüßer, als Trost, als Trostpflaster gefallen war. Ein unschuldiger Ersatz, vielleicht weil er eine Uniform trug, weil er ein kleiner Soldat war, der sie an den großen Soldaten erinnerte.

Und als ihm das deutlich war, wusste er auch, wie undeutlich schemenhaft sie ihm inzwischen geworden war. Hieß sie überhaupt Erika? Oder hatte er ihr diesen Namen nur aufgestempelt, um seiner Erinnerung eine festere Kontur zu geben? Und war sie wirklich groß gewachsen, hoch und stattlich, oder erschien sie ihm nur so, weil er so klein war? Nur seinen Stolz, von ihr beachtet worden zu sein, konnte er sich, so meinte er, tadellos vergegenwärtigen. Und seine Wut, als er im Brief von ihren Brüsten



Hellmuth Karasek

Ihr tausendfaches Weh und Ach

Was Männer von Frauen wollen

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Broschur, 272 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-40821-0

Heyne

Erscheinungstermin: Juli 2011

Ausflüge in das unbekannte Land der Frauen

Draufgänger, Schlappschwänze, Maulhelden, Schürzenjäger, Romantiker, Egomane – wollen alle wirklich immer nur das eine? Leicht und doch mit chaplineskem Ernst erzählt Karasek, wie Männer versuchen, zu lieben und zu flüchten, zu erobern und zu vergessen. Der »publizistische Turbokarpfen im Teich der grauen Hechte« (Gerhard Stadelmaier) berichtet von glücklichen und schmerzlichen Selbstversuchen und von Ausflügen in das unbekannte Land der Frauen.